

Gehorsam und Widerstand

Raymund Schwager SJ, Zürich

Es bedarf keines besonderen Nachweises. Es ist offenkundig, daß der Gehorsam gegenwärtig in der Kirche nicht hoch im Kurs steht. Zählte man ihn einst mit den drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe zu den fundamentalen Haltungen eines katholischen Christen, so ist er seit einem Jahrzehnt sehr ins Zwielicht, ja in die Krise geraten. Woher röhrt dies?

Der demokratische Geist dürfte einen gewissen Einfluß auf das kirchliche Leben ausgeübt haben. Seit der Französischen Revolution haben die Ideale der Freiheit und Gleichheit die Menschen des Abendlandes in steigendem Maße fasziniert. Der demokratische Geist hat sich trotz des Widerstandes entgegenstehender Vorstellungen langsam auch in manchen nicht-politischen Kreisen durchgesetzt. Nun scheint er daran zu sein, noch das letzte und hartnäckigste Bollwerk, die katholische Kirche, zu erobern.

Wäre dies die ganze Seite der Krise, dann könnte man ihr gelassen zuschauen. Die demokratische Regierungsform ist ja, trotz der Faszination, die sie immer noch ausübt, in eine nicht mindere Krise geraten. Die Zahl der Demokratien ist auf der Erde im Abnehmen und dort, wo sich diese Staatsform noch selbstverständlich behauptet, hat sie mit zunehmenden Schwierigkeiten zu kämpfen. In der eng verflochtenen wirtschaftlich-technischen Welt von heute bilden sich in wachsendem Maße große, nicht mehr kontrollierbare Organisationen, die den modernen Gesellschaftsapparat völlig zu beherrschen drohen und die selbst einzelne Regierungen unter das Diktat ihrer Interessen nehmen. Dazu kommt, daß fast alle Fragen ständig komplexer werden. Weder der einzelne Bürger noch der einzelne Parlamentarier ist mehr in der Lage, diese zu durchschauen.

Hätte also nur der von außen kommende demokratische Geist die Gehorsamskrise in der Kirche heraufbeschworen, so könnte man gelassen die Zeit arbeiten lassen. Die Frage würde sich ziemlich rasch von selbst lösen. Doch die Schwierigkeiten gehen tiefer. In der griechischen wie in der christlichen Tradition hat man die Tugend immer als eine spannungsgeladene Mitte zwischen zwei Extremhaltungen umschrieben. Bezuglich des Gehorsams hat die katholische Spiritualität aber oft so gesprochen, als ob es nur ein Übel zu bekämpfen gäbe, den überheblichen Eigenwillen. Gewiß kann der Mensch durch eitle Selbstgefälligkeit seine Freiheit mißbrauchen und einem trügerischen Hochmut verfallen. Er verhärtet sich dann gegen die Mitmenschen und zerstört in sich das lebendige Gespür für Gott.

Doch dies ist nur die eine Gefahr. Die Versuchung aus der gegenteiligen Richtung ist nicht geringer, sondern eher noch stärker. Die Menschen lieben die Freiheit ja keineswegs so sehr, wie man nach außen heute vielfach vorgibt. Freiheit bedeutet Verantwortung, und sie erfordert den Mut, notfalls gegen den Strom zu schwimmen. Solche Haltungen entsprechen aber nicht dem spontanen Trieb. Der Mensch wird ja im tiefsten immer wieder von Ängsten geplagt. Er verkauft sich deshalb nur zu leicht an jene, die ihm Beruhigung versprechen. Gewiß gibt es überhebliche Revolten aus anmaßendem Freiheitsdrang. Doch solche sind eher selten. Weit länger ist die Reihe derer, die ihre Freiheit verraten, indem sie einem Idol folgen und mechanisch wiederholen, was ihnen vorgesagt wird.

Mag der Wille zur Macht und das Verlangen nach Ehre noch so groß sein, die Verfolgung dieser schillernden Güter führt über einen riskanten Weg. Für die große Zahl der Menschen ist es deshalb verlockender, sich willig und dienstbeflissen zu zeigen, um sich dadurch der Gunst der Mächtigen zu versichern. Weit mehr als durch harte Anmaßung suchen Menschen über Umwege und durch Bücklinge an ihr Ziel zu gelangen. Sie geben ihre Freiheit preis, indem sie ihre Würde um einen billigen Lohn verkaufen oder sich resigniert vom breiten Strom tragen lassen.

Die Flucht vor der Verantwortung und das Schießen nach eigenem Vorteil sind nun keine Haltungen, die sich gut ausnehmen. Man sucht deshalb die Preisgabe der eigenen Freiheit nur zu leicht vor sich und vor anderen zu verbergen. Der Gehorsam kann sich als idealer Deckmantel anbieten. Das Versagen bekommt den Anschein einer moralisch guten Tat. So ist es nicht erstaunlich, daß der Verzicht auf den eigenen Willen in der Kirche oft groß gepriesen wurde und sich gleichzeitig ziemlich offen ein sehr unreifes Streben nach Titeln und Ehrenposten breit machen konnte. Durch den Gehorsam ließ sich vieles verdecken, was mit ihm nichts zu tun hatte.

Das moderne Bewußtsein sieht in schärferer Weise die vielen Um- und Schleichwege, auf denen sich das menschliche Streben zu seinem Ziel vortastet. Manches, was an falscher Unterwürfigkeit und an Preisgabe der eigenen Verantwortung sich hinter dem Gehorsam versteckt hat, wird aufgedeckt. So ist diese Tugend selber ins Zwielicht geraten. Heute vermutet man fast spontan falsche Absichten hinter ihr. Es muß der Preis dafür bezahlt werden, daß man im Namen des Gehorsams vorwiegend den Eigenwillen bekämpft hat und zu wenig heilsichtig für die gegenteiligen Fehlhaltungen war.

Gewiß, erkannten Gefahren kann man begegnen, und Fehlhaltungen lassen sich überwinden. So hat sich heute ziemlich herumgesprochen, daß zum Gehorsam die Erziehung zur Verantwortung gehört. Mut und persönlicher Einsatz werden in zunehmendem Maße als hohe Werte anerkannt.

Auf den Gehorsam werden immer weniger pauschale Loblieder gesungen. Die Aufgabe, sich von inneren Zwängen so weit wie möglich zu befreien, um zu einer affektiven Reife zu kommen, wird klarer gesehen. So ist manches in Gang gekommen, um früheren Einseitigkeiten zu begegnen. Die Krise ist folglich auch unter dieser Rücksicht wenigstens grundsätzlich bereits bestanden. Doch sind wir damit zum Kern der Frage vorgestoßen? Geht es beim Gehorsam nur um ein gesellschaftliches und psychologisches Problem? Ist das theologische Fundament bei allen mehr äußereren Schwierigkeiten intakt geblieben?

Jesu Treue und Widerstand

In der aszetischen und spirituellen Literatur vergangener Jahrhunderte hat man zur Begründung des Gehorsams immer wieder auf das berühmte Wort im Philipperbrief hingewiesen: „Er (Jesus) erniedrigte sich selbst, wurde gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz“ (2, 8). Paulus hat durch diesen Text Jesus in seiner Selbstniedrigung den Gläubigen als Weg vorgezeichnet: „Hegt in euch diese Gesinnung, die auch in Christus war“ (2, 5). In ähnlicher Weise hat die christliche Tradition den Gehorsam Christi immer wieder als Vorbild verstanden. Zwar gab es auch viele zusätzliche Überlegungen. So hat Ignatius von Loyola den Gehorsam unter anderem auch aus der Ordnung in der Engel- und Sternenwelt und aus den Strukturen der politischen und kirchlichen Gemeinschaft begründet. Das Vorbild Jesu blieb aber immer das entscheidende Argument.

Bei all diesen Überlegungen ging man stillschweigend von der Voraussetzung aus, der von Jesus vorgelebte Gehorsam vollziehe sich in der Unterwerfung unter die kirchliche (und weltliche) Obrigkeit. Diese Annahme war so selbstverständlich, daß man sich in keiner Weise genötigt fühlte, sie näher zu begründen. Die spezifische Eigenart vom Gehorsam Jesu trat so zu wenig hervor. Unter dem Gehorsam bis zum Kreuz verstand man in der katholischen Tradition vor allem ein solches Angehen gegen den eigenen Willen, das für die sinnenhafte Natur besonders mühsam und schmerhaft ist. Gewiß sah man immer, daß das Hören auf den Willen des Vaters den innersten Kern des christlichen Gehorsams bildet. Dieses Hören identifizierte man aber zu einlinig mit der Unterwerfung unter die gegebene Obrigkeit.

In dieser Tradition wurde nicht lebendig gespürt, daß Jesu Treue zum Auftrag seines Vaters ihn gerade nicht in Übereinstimmung mit der religiösen und weltlichen Autorität, sondern in scharfen Gegensatz zu ihr brachte. Im Hören auf den Vater widerstand er allem, was um ihn herum Rang und Namen hatte. Das eigentliche Wesen des Kreuzesgehorsams be-

stand nicht so sehr in der Bereitschaft Jesu, physische Schmerzen zu erdulden. Viele Menschen haben für ganz andere Ziele ähnliche Schmerzen ertragen. Jesus wurde vielmehr gerade von jenem Gesetz und jener Autorität verurteilt, deren einzige Bestimmung es war, die Menschen zu jenem Vater im Himmel zu führen, dem auch er ungeteilt dienen wollte. Das war sein eigentliches Kreuz. Er wurde nicht von einer beliebigen Instanz verurteilt, sondern im Namen eines Gesetzes, das er selbst als von Gott kommend anerkannte: „Wir haben ein Gesetz, und nach diesem Gesetz muß er sterben“ (Joh 19, 7). Dieses Gesetz verurteilte ihn nicht nur, es verfluchte ihn sogar: „Christus hat uns von dem Fluch des Gesetzes losgekauft, indem er für uns zum Fluch geworden ist, denn es steht geschrieben: ‚Verflucht ist jeder, der am Holz hängt‘“ (Gal 3, 13). Der Kreuzesgehorsam bestand also in jener unerschütterlichen, inneren Treue Jesu zu seinem Vater, die ihn fähig machte, die schlimmsten äußeren Folgen, Todesurteil und Verfluchung, gerade von jenen Instanzen in Kauf zu nehmen, die sich auf den gleichen Gott beriefen.

Wie konnte ein solcher Widerstand gegen die Obrigkeit in der langen christlichen Tradition problemlos dazu dienen, gerade die Unterwerfung unter die Autorität zu begründen und zu motivieren? Der Vorgang ist tatsächlich erstaunlich. Der Gebrauch des einen Wortes „Gehorsam“ vermochte anscheinend zuzudecken, daß es – mindestens dem äußeren Erscheinnen nach – je um ein anderes Verhalten ging. Das Überraschendste war dabei, daß man den Unterschied normalerweise gar nicht spürte und sich so nicht veranlaßt sah, wenigstens zusätzlich zu begründen, wieso man von Jesu Widerstand her Unterwerfung forderte. Theologische Argumente waren für dieses Übersehen wohl kaum ausschlaggebend. Die unbemerkte Neuinterpretation des Gehorsams zeigt vielmehr, wie stark das Bild Jesu während langer Zeit in einen Rahmen eingefügt war, der durch anderweitige kulturelle Vorstellungen geprägt wurde. Erst nach dem Zerbrechen dieses Rahmens wurde die Gestalt Jesu wieder aus dieser Fixierung befreit. Erst jetzt konnten deshalb die unterschiedlichen Gehorsamshaltungen erneut hervortreten.

Demut und Selbstbewußtsein

Die theologische Gehorsamsproblematik wird verstärkt durch das Umdenken in einer Frage, die eng mit ihr zusammenhängt. Gehorsam und Demut wurden in der christlichen Tradition wie Zwillingsschwestern betrachtet. In der einen Tugend sah man eine Ergänzung für die andere. Worte Jesu wie: „Nehmt mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen“

(Mt 11, 29), begründeten den hohen Wert der christlichen Demut, und sie bereiteten zugleich den Boden, in dem die Forderung nach Gehorsam gute Aufnahme finden konnte. Heute empfindet man diese Sicht aber immer mehr als einseitig. Man spricht weniger von der alles ertragenden Demut, sondern eher davon, daß der Christ auch den Mut zur Provokation haben müsse. Bestehende Verhältnisse seien nicht einfach als gottgegeben anzunehmen, sondern es gelte das Unrecht in all seinen Formen zu bekämpfen.

Im Verhalten Jesu nur die Demut sehen, ist tatsächlich einseitig. Der Mann aus Nazaret ist nicht zufällig in Widerspruch zu den Behörden seiner Zeit geraten. Er hat sich provokatorisch von überlieferten Vorstellungen abgesetzt und für seine Botschaft und seine Person einen unerhörten Anspruch erhoben. Er ist aus einem Selbstbewußtsein heraus, das anmaßend, ja gotteslästerlich wirkte, seinen Weg gegangen. Er hat geredet wie einer, der Macht hat, und er verstand seine Botschaft als ein Schwert, das sowohl bluthafte wie nationale Bande durchschnitt.

Diese hoheitsvolle Seite gehört ebenso zum Verhalten Jesu wie seine Demut. Ein Leben in der Nachfolge hat sich demnach an einer spannungsgeladenen Gestalt auszurichten. Erweist sich da die fast ausschließliche Hervorhebung der Demut nicht als recht einseitig?

In der Vergangenheit hat man sich dieser Frage dadurch meist entzogen, daß man das demütige Verhalten auf den Menschen Jesu bezogen und das anspruchs- und hoheitsvolle Auftreten dem Sohn Gottes zugeordnet hat. Eine solche Aufteilung ist aber bedenklich. Gerade wenn man das Dogma von Chalkedon ernst nimmt, hat man in Jesu einen vollen Menschen mit einem wahren menschlichen Selbstbewußtsein zu sehen. Sowohl die Worte und Taten der Demut als auch der unerhörte Anspruch sind deshalb zunächst auf den Menschen Jesu zu beziehen und in ihm und durch ihn hindurch als Offenbarung Gottes zu verstehen¹. In der Gestalt Jesus begegnet uns nicht ein halber Mensch und ein halber Gott. Alles, was wir von ihm her erfahren, ist menschlich, aber dieser Mensch steht nicht in sich, sondern in Gott, und so wird alles in ihm durchsichtig auf den Sohn und auf den Vater hin.

Die Gestalt, die uns zur Nachfolge vorgegeben ist, erweist sich deshalb gerade als menschliche Gestalt von einer großen inneren Weite. Jesus zeichnete sich durch ein unerhörtes Selbstbewußtsein und durch eine grenzenlose Hingabe aus. Keines stand zum anderen im Widerspruch. Wegen seiner einmaligen Selbstgewißheit konnte er ganz demütig werden und sich ganz hingeben, ohne sich dabei selber zu zerstören. Diese Art der

¹ Vgl. R. Schwager, *Christ im stummen All: Selbstbewußtsein und Nachfolge*, Orientierung (Zürich) 15. April 1974, S. 74 f.

selbstgewissen Hingabe und der hoheitsvollen Demut paßt schlecht zu einem unterwürfigen Gehorsam. Sie geht aber sehr wohl mit jener Treue Jesu zusammen, die sich durch keine Todesdrohung vom innerlich erkann-ten Weg abbringen ließ und bereit war, den schärfsten Widerspruch mit der äußereren Autorität in Kauf zu nehmen. An das traditionelle Bild des Gehorsams werden so auch von einer umfassend verstandenen christlichen Demut her ernste Fragen gestellt.

Unbedingte Unterwerfung unter das kirchliche Amt?

Gegen die bisherigen Überlegungen mag der Einwand nahe liegen, die religiöse Autorität im Judentum dürfe nicht mit dem kirchlichen Amt verglichen werden. Das letztere gehe ja direkt auf Jesus zurück. Der Gehorsam in der Nachfolge Jesu könne deshalb nie zu diesem in Widerspruch treten. Ein solcher Einwand zeigt, daß zusätzliche Überlegungen nötig sind. Er hebt aber nicht die seltsame Tatsache auf, daß man den Gehorsam Jesu als Widerspruch zur religiösen Autorität problemlos zur Begründung eines Gehorsams im Sinne der Unterwerfung unter eine äußere Obrigkeit verwendet hat. Der Hinweis auf das Amt vermag nicht zuzudecken, daß man zwei verschiedene Haltungen miteinander vermischt hat. In der theologischen Argumentation bezüglich des Gehorsams gab es zum mindesten Löcher.

Es lassen sich aber nicht nur Löcher, sondern auch starke Einseitigkeiten finden. Der Einwand, die kirchliche Autorität gehe auf Jesus zurück, ein Widerspruch zwischen dem christlichen Gehorsam und ihr sei deshalb ausgeschlossen, ist nämlich keineswegs allseitig hieb- und stichfest. Auch die religiöse Obrigkeit im Judentum war nicht eine beliebige Einrichtung. Über den Hohenpriester hat Jesaja als Spruch des Herrn verkündet: „Ich will ihm den Schlüssel des Hauses Davids auf die Schultern legen; und wenn er auftut, so wird niemand schließen, und wenn er schließt, wird niemand auftun“ (22, 22). – Dieses Wort klingt ziemlich ähnlich wie die vom Mattäusevangelium erzählte Verheißung über Petrus: „Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreiches geben; was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein, was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöst sein“ (16, 19). Diese Texte zeigen, daß gewisse Parallelen zwischen dem Petrusdienst und dem hohepriesterlichen Amt bestehen. Beiden wird eine Art umfassender Schlüsselgewalt zugesprochen. Doch trotz der außerordentlichen Verheißung an den Hohenpriester haben die jüdischen Behörden gerade unter dessen Führung Jesus verurteilt. Der Kreuzesgehorsam Jesu bestand darin, daß er nicht von irgendeiner Behörde, sondern von jenem Hohenpriester verurteilt wurde, über dem das

Wort des Herrn stand: „Wenn er auftut, wird niemand schließen, und wenn er schließt, wird niemand auftun.“ Eine große Verheißung und ein tiefstes Versagen traf also in der Gestalt des Hohenpriesters zusammen. Angesichts dieses Geschickes ist es nicht allzu sonderbar, daß auch von Petrus Gegensätzliches gesagt wird. Gleich nach der Verheißung: „Auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen“ (Mt 16, 18), folgt das harte Urteil Jesu: „Geh mir aus dem Weg, Satan! Du willst mich zu Fall bringen; denn nicht Gottesgedanken, sondern Menschengedanken hast du im Sinn!“ (Mt 16, 23). Selbst eine prophetische Verheißung hat beim jüdischen Hohenpriester nicht verhindert, daß er über Jesu das ungerechteste Urteil gesprochen hat. Bei Petrus scheint es nicht anders zu sein. Durch diese kurzen Andeutungen sollen nicht die Unterschiede zwischen dem hohepriestlichen und dem kirchlichen Amt eingeebnet werden. Der entscheidende Unterschied besteht aber nicht darin, daß das letztere mehr herausgehoben wird. Das kirchliche Amt ist im Gegenteil weit grundsätzlicher in die Gemeinschaft der Gläubigen hineingebunden, als dies im Alten Testament der Fall war. Der Hohepriester war ein aus den Menschen ausgesonderter Mann. In der von Jesus begründeten Gemeinschaft der Gläubigen wurde diese Art der Aussonderung aber aufgehoben. Als eine ihrer Grundnormen gilt: „Ihr sollt euch nicht ‚Rabbi‘ nennen lassen. Nur Einer ist ja euer Lehrer, ihr aber seid alle Brüder. Auch sollt ihr auf Erden keinen aus euch Vater nennen. Nur Einer ist euer Vater, der im Himmel. Auch lasset euch nicht Lehrmeister nennen. Nur Einer ist euer Lehrmeister: Christus“ (Mt 23, 8–10).

Der Hohepriester hatte eine einzigartige Aufgabe. Er allein durfte jenen Raum betreten, der das Zeichen der intensivsten Gegenwart Gottes war, das Allerheiligste im Tempel. Seit Jesus aber ist der Zugang zum Allerheiligsten nicht mehr einzelnen Menschen reserviert. Der Tempel ist nicht mehr ein ausgesonderter Ort, in dessen Dienst ausgesonderte Menschen stehen. Von jedem Gläubigen heißt es vielmehr: „Wißt ihr nicht, daß ihr Tempel Gottes seid und Gottes Geist in euch wohnt“ (1 Kor 3, 16)². Anders als im Alten Testament gibt es in der Gemeinschaft Jesu keine Menschen mehr, die allein Zugang zum Allerheiligsten hätten und denen die gewöhnlichen Gläubigen unter dieser Rücksicht grundsätzlich untergeordnet wären. Der Gehorsam Jesu, der sich im Widerspruch zur jüdischen Autorität vollzog, und sein Opfertod, den er nicht im Allerheiligsten des Tempels, sondern draußen vor den Toren im Kreise von Verbrechern erlitt, hat jede Aussonderung aufgehoben. Der Vorhang im Tempel zerriß,

² H. Mühlen. *Die Entsakulalisierung des kirchlichen Dienstes*, in: *Entsakulalisierung*, Paderborn 1971, S. 259–472.

und allen Menschen, die dem Weg Jesu folgen, wurde der Zugang zum Allerheiligsten eröffnet.

Hier mag nochmals der Einwand erhoben werden, Jesus habe trotzdem eindeutig gelehrt: „Wer euch hört, hört mich; und wer euch abweist, weist mich ab. Wer aber mich abweist, weist den ab, der mich gesandt hat“ (Lk 10, 16). Ein solches Wort verlange doch ein bedingungsloses Hören und damit einen bedingungslosen Gehorsam. Daß die Botschaft Jesu einen solchen Gehorsam beansprucht, soll hier in keiner Weise angezweifelt werden. Es wird ja vielmehr gerade der Versuch unternommen, den wahren Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes etwas näher zu umschreiben.

In Frage steht, ob der christliche Gehorsam mit einer durchgängigen und bedingungslosen Unterwerfung unter eine äußere kirchliche Autorität in eines gesetzt werden kann. Das eben zitierte Wort Jesu ist im Zusammenhang mit anderen, ähnlichen Texten zu sehen, so etwa: „Wer ein Kind um meines Namens willen aufnimmt, der nimmt mich auf“ (Mk 9, 37), oder: „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40). In all diesen Aussagen wird bald der Verkünder der Botschaft, bald das Kind und bald der arme Bruder mit Jesus identifiziert. Dies bedeutet, daß Jesus seinen Gläubigen nicht eine abstrakte Lehre hinterlassen hat, sondern daß er selbst unter ihnen und in ihnen lebendig bleibt. Die Einheit zwischen Jesus einerseits und dem Verkünder oder dem Kind oder dem armen Bruder andererseits ist jedoch eine geheimnisvolle Einheit. Nirgends in unserer täglichen Erfahrung ist uns eine ähnliche Art der Einheit gegeben. Aus einer Einzelaussage dürfen wir deshalb nicht vorschnell allgemeine Folgerungen ziehen. Das Wort: „Wer euch hört, hört mich“, ist nicht in dem Sinne zu verstehen, daß alles, was der Verkünder sagt, automatisch Worte Jesu sind. Die Unarten jenes Kindes, das man in Jesu Namen aufnimmt, sind ja auch nicht die Unarten Jesu, ebenso wenig die Trägheit oder der Bettlerstolz des armen Bruders, dem man ein Glas Wasser reicht, die Trägheit und der Bettlerstolz Jesu.

Das Wort: „Wer euch hört, hört mich“, wurde zudem nicht nur zu den Aposteln, sondern zu einem weit größeren Jüngerkreis gesprochen. Bereits ein oberflächlicher Blick in die Geschichte des Christentums zeigt aber, daß längst nicht alles, was im Auftrag und Namen Christi verkündet wurde, mit seiner Botschaft tatsächlich in voller Übereinstimmung stand. Die Einheit zwischen Jesus und seinem Verkünder schließt nicht aus, daß der Verkünder, wer immer er ist, seine Aufgabe nur halb erfüllt oder ihr untreu wird. Aus dem Gehorsam gegenüber der Botschaft Jesu und dem Wort Gottes kann deshalb nicht einspurig eine unbedingte Unterwerfung unter bestimmte Verkünder gefolgert werden. Jeder Gläubige hat auf das Wort Jesu zu horchen. Jeder hat aber auch – wenigstens grundsätzlich –

Zugang zum Allerheiligsten und damit die Aufgabe, nach dem Maß seiner Möglichkeiten zu prüfen, ob das, was als Wort Gottes ausgegeben wird, sich tatsächlich als solches erweist.

Die eben skizzierten Hinweise erheben keineswegs den Anspruch, die ganze Problematik des kirchlichen Amtes zu behandeln. Noch weniger wollen sie nahelegen, *jeder* Widerstand gegen das kirchliche Amt liege in der Linie Jesu. Ein solcher Widerstand kann ebenso, ja noch viel leichter aus einer inneren Verweigerung und aus Unglauben heraus wachsen. Hier wurde nur das Ziel verfolgt zu zeigen: Die Treue zum Vater führt keineswegs immer geradlinig zu einer Unterwerfung unter die vorgegebene Obrigkeit. Gerade der Gehorsam als Kreuzesgehorsam schließt notwendigerweise die Bereitschaft ein, wenn nötig Widerstand zu leisten.

Der eigentliche Gegenstand des christlichen Gehorsams ist die möglichst umfassend verstandene Botschaft Jesu als Ausdruck des göttlichen Willens. Auf sie hat der einzelne Gläubige immer wieder zu horchen und sich von ihr her in Frage stellen zu lassen, um dann allenfalls auch manches in Kirche und Gesellschaft in Frage zu stellen. Das kirchliche Amt hat die Aufgabe, die Botschaft Jesu zu verkünden. Es ist aber, wie die Evangelien nahelegen und die Kirchengeschichte zeigt, diesem Auftrag nicht immer voll gewachsen. So kann der Gehorsam notfalls zum Kreuzesgehorsam werden, indem ein Gläubiger gerade mit jener Autorität in Widerspruch gerät, die auf der gleichen Offenbarungsbotschaft gründet, der auch er möglichst ungeteilt dienen möchte.

Diese neue Sicht des Gehorsams hat sich in der katholischen Kirche – bald auf überzeugte und bald auf mehr gefühlsmäßige Weise – heute insofern bereits stark durchgesetzt, als selbst in jenen Kreisen, die sich bewußt als „traditionalistisch und autoritätsgebunden“ verstehen, immer mehr Stimmen fordern: Die Laien haben sich gegen die „falschen“ Priester zu erheben. Sie haben der „bischoflichen Verblendung“ zu widerstehen und notfalls auch dem Papst ein „Nein“ entgegenzuhalten. Daß mit dieser neuen Einstellung kein Allheilmittel gefunden wurde, sondern zugleich viele neue und schwere Probleme entstanden sind, zeigen unzweideutig die schrillen Stimmen aus den unterschiedlichen innerkirchlichen Lagern. Wie diese neue Situation gemeistert und ein Gehorsam, der sich notfalls als Widerstand äußert, gelebt werden kann, soll hier versuchsweise noch kurz ange deutet werden. Ein rein formales, äußeres Kriterium, wann Widerstand nötig ist, gibt es nicht. Dieser kann nur aus einer selbstverantworteten Einsicht in die Botschaft Jesu gewagt werden. Damit aber ein anfangs wohl begründeter und gut gemeinter Einspruch sich nicht langsam in eine egoistische Selbstbehauptung verkehrt, muß näher darauf geachtet werden, *wie* Jesu seinen Widerspruch gegen die jüdische Behörde gelebt hat.

Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen

Während seines öffentlichen Wirkens hat Jesus einen unerhörten Anspruch erhoben. Er muß deshalb den Widerstand und die Ablehnung, die er damit provoziert hat, vorausgesehen haben. In dieser Situation hätte er sich gegen den Schlag seiner Feinde wappnen und sich selbst auf einen eigenen Gegenangriff vorbereiten können. Doch er ließ sich nicht auf diese schiefe Ebene ziehen. Er handelte nach seinem eigenen erstaunlichen Wort: „Ich aber sage euch, daß ihr dem Bösen nicht widerstehen sollt“ (Mt 5, 39).

Gewiß, Jesus hat dem Bösen insofern widerstanden, als er aller Unwahrheit mit der Schärfe seines Wortes entgegengrat. Über seine herausfordernde Verkündigung hinaus hat er aber nichts getan. Er ließ dem Geschehen seinen Lauf. Er ließ sich nicht zum Gegenangriff verleiten, weil er wußte, daß er dann auf die Ebene seiner Gegner hinuntergeglitten wäre. Diese hätten bereits dadurch einen Sieg über ihn errungen, daß sie ihm die Spielregeln der Auseinandersetzung aufgedrängt und ihn so wieder unter das alte Gesetz: „Aug um Aug, Zahn um Zahn“ gezwungen hätten. Dieser hinterhältigen Versuchung ist Jesus dank seiner Treue zum Gott der Liebe und Barmherzigkeit nicht erlegen. Er hat sich mit dem Bösen nicht auf einen gewalttätigen Kampf eingelassen, und er hat es dadurch vermeiden können, sich selber der Waffen des Bösen zu bedienen. Der eigentliche Sieg des Unrechts und der Gewalt besteht ja vornehmlich darin, daß diese dunklen Kräfte den Menschen zum Gegenangriff verleiten und ihn gerade im vermeintlichen Widerstand unbemerkt zum gleichen Unrecht und zur gleichen Gewalt greifen lassen. Jesus ist deshalb der Autorität, die an ihm Unrecht tat, nur mit dem Wort entgegengetreten. Alles andere hat er auf sich genommen.

Im Inneren der Kirche kann der Ansteckungsmechanismus des Unrechts heute sehr leicht verfolgt werden. Er zeigt sich darin, daß man im wahren oder vermeintlichen Kampf gegen Abfall und Irrtum nur zu leicht der Ungeduld, ja der Diffamierung und Hetzerei verfällt. Man merkt dabei nicht, daß man selber immer mehr von jener Wahrheit der Liebe abweicht, die man angeblich so eifrig verteidigen will. Im Kampf gegen die Lüge greift man unbemerkt zu den Waffen der Lüge. Der gleiche Ansteckungsmechanismus ist auch am Wirken, wo die Autorität grundsätzlich angegriffen wird. Auf ein Unrecht von ihrer Seite wird geantwortet, indem man im Gegenangriff ihr jedes Recht bestreitet.

Zum Verständnis des christlichen Gehorsams ist es deshalb von erster Dringlichkeit, immer wieder die Bergpredigt zu meditieren. Das Wort: „Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen“, klingt zwar widersprüchlich. Doch gerade darin liegt die entscheidende Weisheit. Wo man dem Unrecht und

der Gewalt anders als mit dem überlegenen Wort widersteht, wird man unweigerlich vom bekämpften Übel heimlich angesteckt. Das Unrecht verführt den Verfechter des Rechts, indem es ihm die falsche Waffe in die Hand drückt. Dem kann man nur widerstehen, wenn man den Kampf nicht auf gleicher Ebene aufnimmt. Ein wesentlicher Teil des Gehorsams Jesu bestand darin, daß er bei seiner Weise der Verkündigung blieb und sich vom Gegner nicht die Art der Auseinandersetzung aufdrängen ließ. Er erlag auch nicht der Tendenz, zur einfacheren Rechtfertigung seines Widerstandes die Autorität der jüdischen Obrigkeit grundsätzlich zu bestreiten.

Die Lehren der Bergpredigt vom Nicht-Widerstehen sind in der bisherigen Geschichte der christlichen Kirche ziemlich unfruchtbar geblieben. Hier dürften für eine künftige Spiritualität noch große ungehobene Schätze liegen. Ein Gehorsam, der sich nicht mehr in erster Linie als Unterwerfung, sondern als Treue versteht, wird nur dann nicht in die Irre gehen, wenn er sich immer wieder an das Wort bindet: „Ich aber sage euch, ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen.“ Dies gilt besonders auch von jenem Bösen, das von der Autorität kommt; Widerstand mit dem Wort: Ja; aber kein Widerstand, der die Waffen des Gegners übernimmt.

Innere Treue und äußere Flucht?

Ein weiteres entscheidendes Element des Gehorsams Jesu bestand in seinem Ausharren beim jüdischen Volk. Von einem bestimmten Augenblick seines öffentlichen Wirkens an durfte Jesus zur klaren Einsicht gekommen sein, daß seinem Tun kein unmittelbarer äußerer Erfolg beschieden sein wird. Es konnte sich ihm die Versuchung aufdrängen, sein hartherziges Volk zu verlassen und es in den „Reichen der Welt“ – etwa in Griechenland oder Rom – auf neue und spektakuläre Weise nochmals zu versuchen. Der Gedanke lag nahe, es sei nur recht, ein Volk zu verlassen, das nichts Entscheidendes von Gott wissen wollte. Doch Jesus blieb, und er machte sich bereit, jene lawinenartigen Folgen, die seine herausfordernde Botschaft ausgelöst hatte und die begannen, auf ihn selber zurückzurollen, auf sich zu nehmen. Darin lag sein Gehorsam bis zum Kreuz. Er ertrug die Unwahrheit und die Gewalt, die sein wie ein Schwert wirkendes Wort aufgedeckt hat. Er floh nicht vor den Wogen, die er selbst ausgelöst hat, sondern ließ diese auf sich zukommen.

Heute mag wiederum manchem der Gedanke aufsteigen, in der Kirche oder in der eigenen religiösen Gemeinschaft lasse sich die Botschaft Jesu nicht mehr wiedererkennen. Es sei deshalb berechtigt, diesen verhärteten Gemeinschaften den Rücken zu kehren und anderswo ein „reineres“ Christentum zu suchen. Die Versuchung, im Namen der inneren Treue die

äußere Flucht zu ergreifen, lauert an vielen Orten. Doch eine Treue, die im Zeichen einer „reineren“ Botschaft die eigene Gemeinschaft verläßt, liegt kaum auf der Linie Jesu. Gewiß, es geht keineswegs darum, in den eigenen Reihen alles für heil zu erklären. Der Mut zum Widerspruch und das Wort, das mit der Schärfe des Schwertes die Unwahrheit aufzeigt, ist auch heute immer wieder dringend nötig. Doch dieser Mut ist nur dann im vollen Sinne christlich, wenn er die Bereitschaft miteinschließt, all das auf sich zu nehmen, was der eigene Widerspruch auslösen kann. Wo nur kritisiert und vor den Folgen der Kritik die Flucht ergriffen wird, lauert Willkür. Werden aber die Folgen des eigenen Widerstandes ertragen, dann ist dieser Widerstand nicht Auflehnung, sondern er führt tiefer in die eigene Gemeinschaft hinein.

Ehelosigkeit als Zeichen und Lebensform

Überlegungen zur Sprache des Glaubens

Anton Grabner-Haider, Graz

Die verpflichtende Ehelosigkeit des Priesters gehört seit einiger Zeit zu den umstrittensten Themen unserer Kirche. Es werden zahlreiche Gründe gegen sie wie auch für sie vorgebracht. Das Gespräch über diese Frage scheint deswegen besonders schwierig zu sein, da bei den Betroffenen ständig innerste Gefühlsbereiche, Lebensformen und Glaubensformen mitbetroffen werden. So ist es verständlich, daß ein sachliches und weiterführendes Gespräch nur selten zu gelingen scheint. Gegenwärtig dürfte ein gewisser Überdruß an dieser Frage bestehen, und es wird betont, es seien alle wesentlichen Argumente vorgetragen.

Der folgende Beitrag möchte einige sprachtheoretische Überlegungen in die Diskussion einbringen und zu bedenken geben. Es wird dabei versucht, die religiös motivierte Ehelosigkeit unter dem Aspekt der Sprache des Glaubens zu sehen. In letzter Zeit werden immer häufiger sprachlogische Forschungen auch auf die Glaubenssprache ausgedehnt. Dabei tritt exakte, überprüfbare Analyse an die Stelle von freier Spekulation über Sprache. Dies kann auch für die Theologie sehr konkrete Folgen haben. Wir versu-